

Raffiniert

Schweizer Goldgeschäfte
mit Drogengeld

Die Recherche — 18

Provokation

Rabenschwarzes
Theater von Milo Rau

Die Kolumne — 21

Tech-Trend

Mit der Swisscom-Frau
in Kalifornien

Die Begegnung — 24

«In U-Haft sind alle geladen, die Stimmung ist gereizt»

Marlise Pfander führte das Regionalgefängnis Bern. Die ehemalige Direktorin erklärt, wie sie für Ruhe sorgte, und sagt, warum sie von Knastleitern angefeindet wurde, nie aber von Insassen



Marlise Pfander vor dem provisorischen Polizeigefängnis in Zürich: «Der Freiheitsentzug macht riesengrosse Angst»

Bettina Weber (Text)
und Michele Limina (Fotos)

Die Passanten, die durch das Zürcher Kasernenareal schlendern, kämen wohl nicht auf die Idee, dass die Frau, die da für den Fotografen posiert und sich vorher noch schnell die Lippen nachzieht, versiert ist im Umgang mit denen, die gegenüber hinter vergitterten Fenstern einsitzen: Marlise Pfander stand neun Jahre lang als Direktorin dem als Pulverfass verschrieenen Regionalgefängnis Bern (RGB) vor. Sie sorgte mit ihrer unkonventionellen Art und noch unkonventionelleren Methoden dafür, dass sich die Situation beruhigte. Die Insassen verehrten sie dafür, ihre Vorgesetzten bekundeten Mühe. Pfanders Maxime: gesunder Menschenverstand. Anders gesagt: Marlise Pfander war eine Beamtin mit dem Herz am rechten Fleck.

Wie begrüsst eine Gefängnisdirektorin jemanden, der neu eintritt? Man kann ja schlecht sagen: Willkommen, schön, sind Sie da.

Nein! Ich fragte meist, wie es geht. Eine solch einfache Frage kann Wunder bewirken. In Haft zu kommen, ist ein Schock. Sie werden zum Kind, verlieren jede Autonomie. Sie sind 23 Stunden am Tag eingeschlossen und wissen nicht, wie lange die Haft dauern wird. Wir hatten Extremfälle, da dauerte sie drei Jahre. Dieser Zustand ist schwer auszuhalten. Da kann ein nettes Wort vieles lindern.

Sie erkundigten sich nicht, was die Täter gemacht haben?

Nein, nie. Auch wenn ich es natürlich im Laufe der Zeit mitbekam. In der Untersuchungshaft gilt die Unschuldsvermutung, das hatte ich

Fortsetzung — 16

«Hinter Gittern» – das Buch

Marlise Pfander, 64, leitete bis 2013 neun Jahre lang das als schwierig geltende Regionalgefängnis Bern (13 000 Ein- und Austritte jährlich). Davor war sie Chefin der Dienststelle Anhörungen im Migrationsamt. Soeben ist ihr Buch erschienen. Darin schildert sie, wie sie als Quereinsteigerin – Arbeiterkind, Ausbildung als kaufmännische Angestellte, Hausfrau und Mutter – die Probleme unerschrocken anpackte.

«Hinter Gittern. Mein Leben im Männerknast», Wörterseh, 207 Seiten, ca. 40 Franken

Fortsetzung

«In U-Haft sind alle geladen ...

zu respektieren. Was aber nicht heisst, dass ich bei bekannten Sexualstraf Tätern nicht klar Stellung bezog und ihnen sagte, dass ich zutiefst verabscheue, was sie getan hatten. Aber ich betonte gleichzeitig: Ich schütze Sie hier drin. Das ist mein Job.

Der Freiheitsentzug ziele auf die Seele ab, schreiben Sie. Was macht er mit einem?

Er macht riesengrosse Angst. Weil man abhängig wird und für alles um Erlaubnis fragen muss: Wenn Sie zum Coiffeur wollen oder zum Arzt, müssen Sie zuerst einen Zettel ausfüllen. Das wird dann bewilligt oder nicht. Ihr Tagesablauf ist fremdbestimmt, und duschen dürfen Sie nur zweimal pro Woche. Ihre Zelle ist neun Quadratmeter gross, an der Tür hat es keine Türfalle, sondern einen kleinen Schlitz, da reicht man Ihnen das Essen durch. Und es ist egal, wer oder was Sie draussen waren: Im Gefängnis sind Sie einfach ein Häftling. Das alles kann zu Haftschäden führen.

Was ist das?

U-Haft und Strafvollzug sind zwei völlig verschiedene Dinge. In der U-Haft können Sie in der Regel nicht arbeiten, sind 23 Stunden am Tag eingeschlossen, es gibt keine Therapien. Im RGB war eine Person für 30 Insassen verantwortlich, da bleibt nicht einmal Zeit für ein Gespräch. Und zur Verfügung stehen pro Insasse gerade mal 140 Franken täglich – im normalen

Strafvollzug sind es 750 Franken, in therapeutischen Einrichtungen 1200 Franken. Der Resozialisierungsgedanke spielt in der U-Haft noch überhaupt keine Rolle. Wenn jemand diese Zeit als besonders einschneidend erlebt, bezeichnet man das als Haftschaden. Dieser kann so gross sein, dass die Chancen auf Resozialisierung zunichtegemacht werden.

Also nichts mit Kuschejustiz?

Oh nein, für die Untersuchungs-haft gilt der Vorwurf der Kuschejustiz ganz sicher nicht. Die ist hart. Der Fall Carlos war von daher ganz schlecht; ich kann nachvollziehen, dass das Bild entstand, Straftäter würdige ein tolles Leben ermöglicht. Selbst ich fand dieses Sondersetting nicht in Ordnung, nach meiner Pensionierung darf ich das ja sagen. Das Hauptproblem war, dass ein solcher Einzelfall den ganzen Vollzug in Verruf bringt.

Jemandem die Freiheit zu nehmen, erscheint eine archaische Form der Bestrafung, aber offenbar kommt auch modernen Gesellschaften nichts Besseres in den Sinn.

Der Freiheitsentzug ist nicht nur schlecht. Es gibt Menschen, denen tut er gut. Die bekommen im Gefängnis eine Chance, die sie sonst im Leben nie bekämen. Zum Beispiel eine Therapie, in der ihnen jemand zuhört. Die können danach ein normales Leben führen.

Das RGB galt mit seinen 150 Insassen, viele davon Ausschaffungshäftlinge, als Pulverfass.

Es gab viele Selbstmordversuche, Selbstverletzungen, Übergriffe auf das Personal. Unter Ihrer Ägide sank die

Anzahl dieser Vorfälle deutlich, in einem Bericht der Antifolterkommission wurde explizit die entspanntere Stimmung gelobt. Wie haben Sie das gemacht?

Mit gesundem Menschenverstand. Eine der ersten Veränderungen, die ich sofort durchsetzte, betraf die Essenszeiten. Früher gab es das Morgenessen um 5.30 Uhr, das Mittagessen um 10.30 Uhr und das Abendessen um 16.30 Uhr. Ich verlegte alle Mahlzeiten um eine Stunde nach hinten. Wenn Sie ab 17 Uhr alleine in Ihrer Zelle sind und auf den Etagen totale Stille herrscht, ist das der blanke Horror. Dann wird die Nacht, die ohnehin am schlimmsten ist, nahezu unendlich.

«Sind Sie ab 17 Uhr alleine in der Zelle und herrscht totale Stille, ist das der blanke Horror»

Die Vorwürfe Ihres Vorgesetzten lauteten: «Zu wenig intellektuell, zu wenig linientreu, zu spontan». Zu wenig intellektuell und zu wenig linientreu in Ehren, aber was heisst zu spontan?

Ich machte viele Dinge, die ich nicht hätte tun dürfen. Aber ich

ging nie ein Risiko ein. Zum Beispiel durften die Gefangenen Besuch nur hinter Glasscheiben empfangen. Wenn ein Mann einsass, der während der Haft Vater geworden war, sagte ich: Gebt ihm sein Kind in die Arme. Weil ich fand: Mit einer solchen Geste erreicht man das Wichtigste in der U-Haft: dass sich der Mann beruhigt.

Weshalb ist das so wichtig?

Die grösste Gefahr in einem Untersuchungsgefängnis ist die Aggression. Alle sind geladen, die Stimmung ist gereizt. Wenn ich für Sicherheit sorgen will, muss ich schauen, dass die Stimmung so entspannt wie möglich ist, sonst wird es sehr schnell sehr gefährlich, auch für die Mitarbeitenden. Meine Aufgabe war es nicht, zu bestrafen, sondern dafür zu sorgen, dass niemandem etwas passiert. Ich war täglich auf den Etagen unterwegs, verteilte hin und wieder Schoggi-stängeli oder hörte jemandem zu, dem es nicht gut ging. Ich setzte auf die kleinen Gesten.

Man warf Ihnen deshalb vor, Sie seien zu weich.

Das habe ich nie verstanden. Ich war nicht weich. Aber ich kann mit Machtdemonstrationen nichts anfangen, das ist für mich ein Zeichen von Schwäche. Ich wollte zum Beispiel nicht, dass die Aufseher breitbeinig vor die Zellen standen. Das war nur noch erlaubt, wenn es Ärger gab. Ich fand, dass es besser gelingt, wenn man es wie in der Kindererziehung handhabt: mit Konsequenz, aber fair.

Wann reagierten Sie streng?

Bei Manipulationsversuchen. Oft dienten Selbstverletzungen, etwa, wenn Insassen Batterien oder

Waschpulver schluckten, nur dazu, etwas zu erzwingen. Das war nicht Fairplay; darauf reagierte ich ungnädig. Genauso auf unangebrachte Forderungen oder wenn Abmachungen nicht eingehalten wurden. Ich hielt meine Versprechen immer ein. Was ich gar nicht leiden konnte, waren die drei Sätze: «Ich will», «Sie müssen» und «Ich habe das Recht».

Haben Sie ein konkretes Beispiel?

Ich organisierte für Weihnachten zusammen mit der Heilsarmee einen Chor auf den Etagen. Ich sang auch mit, und mittendrin fingen die muslimischen Insassen an, gegen die Türen zu poltern und sich lautstark darüber zu beschweren. Dafür hatte ich absolut kein Verständnis. Ich erklärte ihnen, dass wir dafür gesorgt hätten, dass sie ihr Essen während des Ramadans nicht kalt bekommen hätten, sondern es für sie extra warmgehalten wurde – dass man ihnen also entgegengekommen sei und sie jetzt bitte akzeptieren sollen, dass man das auch bei anderen tue.

Sie wurden laut?

Durchaus. Ich setzte Grenzen und war mit den Gefangenen immer per Sie, das war wichtig für die Distanz. Aber ich missbrauchte meine Macht nie. Wenn jemand anständig blieb und sich zusammenriss, belohnte ich das. Ich kaufte zum Beispiel ein Malbüchlein für den kleinen Sohn, damit er sich nicht immer so fürchtete vor dem Vater, wenn er diesen besuchen kam. Der Vater war danach nicht mehr so angespannt, und dem Bub blieb der Besuch im Gefängnis als weniger traumatisch in Erinnerung.

Als Sie sich als Direktorin vorstellten, drückte Ihnen ein Mitbewerber seine Unterlagen in die Hand und bat Sie, diese zu kopieren – er hielt Sie für die Bürokratie. War diese Episode symptomatisch?

Absolut. Die geschneigelten jungen Männer in ihren Anzügen kamen nicht auf die Idee, dass ich, viel älter, weniger geschneigelt und erst noch eine Frau, mich für denselben Job bewerbe wie sie. Als ich die alle sah, dachte ich sowieso: Da hast du mit deiner Qualifikation keine Chance – ich bin ein Arbeiterkind, habe nicht studiert, war schon über 50. Darauf, dass mein Geschlecht ein Problem sein könnte, kam ich gar nicht.

Man hat sich trotzdem nicht für einen geschneigelten jungen Mann entschieden, sondern für Sie. Wissen Sie, wieso?

Nein. Ich habe das KV gemacht, war 15 Jahre lang Hausfrau und Mutter, arbeitete danach im Asylwesen, wo ich am Ende die Dienststelle Anhörunge im Migrationsamt leitete. Von dort kannte ich Frau Regierungsrätin Dora Andres, die zuständig war für das Regionalgefängnis Bern. Sie hat sich offenbar gesagt: Mit der möchte ich es probieren. Dafür bin ich ihr bis heute dankbar.

Was war das grössere Handicap: Ihr Werdegang oder Ihr Geschlecht?

Es war wohl beides gleich schlimm für die. Ein Gefängnisdirektor aus der Deutschschweiz teilte mir nach meiner Ernennung unverblümt mit, dass er der Meinung sei, Frauen hätten im Strafvollzug nichts zu suchen, und dass ich grandios

Anzeige

renault.ch

MACHEN SIE ETWAS FÜR DIE UMWELT. WECHSELN SIE ZU EINEM VERBRAUCHSARMEN RENAULT.



AB 3,6 L/100 KM¹



100% ELEKTRISCH



AB 3,4 L/100 KM²

WIR BELOHNEN SIE MIT MINDESTENS FR. 2.500.– FÜR IHR ÜBER 8 JAHRE ALTES AUTO.

Sauberer fahren und profitieren mit dem CO₂-Europameister Renault. Wir zahlen Ihnen Fr. 2.500.–³ oder mehr für Ihr mindestens 8 Jahre altes Auto, wenn Sie es jetzt gegen einen Neuwagen von Renault eintauschen. Dabei profitieren nicht nur Sie, sondern auch die Umwelt. Wechseln Sie jetzt zu Renault – es lohnt sich. Mehr Infos unter www.renault.ch



¹ Captur ENERGY dCi 90 Stop & Start, 3,6 l/100 km (Benzinäquivalent 4,0 l/100 km), 95 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie A. ² Clio ENERGY dCi 90 Stop & Start, 3,4 l/100 km (Benzinäquivalent 3,8 l/100 km), 90 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie A. ³ Die CO₂-Eintauschprämie von Fr. 2.500.– (zusätzlich zum Eintauschwert) gilt beim Tausch eines mindestens 8 Jahre alten Personewagens gegen ein neues Renault Modell. Dabei muss der Kauf durch den im Fahrzeugausweis des eingetauschten Fahrzeugs eingetragenen Halter erfolgen. Das Fahrzeug, welches gegen ein neues Renault Modell eingetauscht wird, muss seit mindestens 6 Monaten immatrikuliert und noch fahrtüchtig sein. Abgebildete Modelle (inkl. Optionen): Captur ENERGY TCe 90, 4,9 l/100 km, 113 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie C, Katalogpreis Fr. 24.350.–, abzüglich eco Champion-Prämie Fr. 2.000.–, abzüglich CO₂-Eintauschprämie Fr. 2.500.– = Fr. 19.850.–, ZOE Life, Energieverbrauch 16,3 kWh/100 km (Benzinäquivalent 1,8 l/100 km), 0 g CO₂/km, CO₂-Emissionen aus der Stromproduktion 18 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A, Katalogpreis Fr. 23.950.–, abzüglich eco Champion-Prämie Fr. 1.000.–, abzüglich CO₂-Eintauschprämie Fr. 2.500.– = Fr. 20.450.–, Clio R.S. 200 EDC, 6,3 l/100 km, 144 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie E, Katalogpreis Fr. 31.700.–, abzüglich eco Champion-Prämie Fr. 4.000.–, abzüglich CO₂-Eintauschprämie Fr. 2.500.– = Fr. 25.200.–. Durchschnittliche CO₂-Emissionen aller in der Schweiz verkauften Neuwagen 148 g/km. Angebote gültig für Privatkunden auf Personewagen (ausser Twizy) bei den an der Aktion beteiligten Renault Händlern bei Vertragsabschluss bis 31.12.2014. Die Renault Gruppe ist CO₂-Europameister mit einem durchschnittlichen CO₂-Ausstoss von 114,7 g/km⁴, basierend auf ihren PW-Neuzulassungen im 1. Halbjahr 2013. ⁴Angaben entsprechen dem Gesamtwert nach VO (EG) 715/2007. Quelle: AAA-DATA (Association Auxiliaire de l'Automobile).

scheitern würde. Und als bekannt wurde, dass ein Buch über mich erscheinen würde – was ja gar nicht meine Idee war! –, hiess es, ich beweihräuchere mich selbst damit. Einem Mann würde das wohl kaum vorgeworfen.

Hat Sie das verletzt?

Verletzt nicht, aber ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass mein Geschlecht eine derart grosse Rolle spielt. Ich habe mich nie als Emanze bezeichnet – ich war zwar aus Überzeugung 15 Jahre lang Hausfrau und Mutter, aber es war für mich immer selbstverständlich, dass Frauen Männern ebenbürtig sind. Es erschütterte mich, dass mit so unterschiedlichen Ellen gemessen wurde, bloss weil ich eine Frau bin.

Wie reagieren die Leute, wenn Sie irgendwo erklären, was Sie beruflich machen?

Lustigerweise stellten alle immer die gleichen drei Fragen: «Sehen Sie auch Mörder?» «Reden Sie mit denen?» «Haben Sie keine Angst?» Es war unvorstellbar, dass ich als Frau mit Menschen zu tun habe, die getötet haben. Mich amüsierte das.

Einige Ihrer Kollegen Gefängnisdirektoren hatten Mühe, Sie zu akzeptieren.

Wie war das mit den Insassen? Problemlos. Anfangs hielten sie mich jeweils für jemanden vom Sozialamt oder vom medizinischen Dienst – das sind halt typische Frauenberufe. Sobald ich sagte, ich sei die Direktorin, wurde das nicht ein einziges Mal infrage gestellt. Wir hatten viele Ausschaffungshäftlinge aus dem Maghreb – mit denen kannte ich mich aus, ich war bei der Anhörungsstelle auf Algerien spe-

«Ich bin ein Arbeiterkind, habe nicht studiert und war bei der Bewerbung über 50»



zialisiert gewesen. Da wusste ich über die politischen Verhältnisse dort bisweilen besser Bescheid als über jene in der Schweiz. Bei den Muslimen ist das Frauenbild das eine, das Mutterbild ist etwas anderes. Ich bin ein mütterlicher Typ, keine Deuxpièces-Frau, von daher war ich für sie vom ersten Moment an eine Respektsperson, auch wegen meines Alters.

Über Ihre Arbeit im Asylwesen schreiben Sie: «Entweder findet eine Radikalisierung gegenüber fremden Kulturen statt, oder es kommt zur kompletten Identifikation. Ich blieb eine realistische Menschenfreundin.» Was heisst das?

Dass ich nichts von Ideologien halte. Es sind nicht alle Asylbewerber lieb und Opfer, und es sind auch nicht alle Lügner. Es steht für mich ausser Frage: Wer wirklich Schutz braucht, der soll Schutz bekommen. Aber was mich von jeher befremdet und schmerzt, ist, dass die, die unsere Hilfe am dringendsten nötig hätten, es gar nicht bis zu uns schaffen. Schauen Sie sich die Bilder aus Syrien an – und dann, wer bei uns Asyl beantragt: Es sind kaum je Frauen und Kinder, sondern fast nur junge Männer.

Ärgert Sie die ideologisch aufgeladene Debatte über Strafvollzug und Asylwesen?

Und wie. Es reden viele Leute mit, die keine Ahnung haben. Ich sass den Asylbewerbern jahrelang während bis zu sechs Stunden gegenüber, um herauszufinden, ob ihre Geschichte stimme. Ich habe alles gehört: schreckliche Schilderungen, unverschämte Lügen. Einmal zeigte mir einer auf seinem Han-

dy die Steinigung einer Frau, es war grauenhaft. Aber es blieb unklar, ob er sich nicht auch daran beteiligt hatte.

Was haben Sie aus Ihrer Arbeit gelernt?

Dass es Menschen gibt, die an unserer Kultur scheitern, sich schwer tun damit. Wir hatten Ausschaffungshäftlinge, für die war ausschliesslich die Schweiz schuld an ihrer Situation, an ihren geplatzten Träumen. Das waren auch die, die die unverschämtesten Forderungen stellten. Deshalb müsste man viel mehr vor Ort helfen. Das wäre weitaus wirkungsvoller. Man sollte unbedingt in die Rückkehrhilfe investieren, damit gerade junge Leute zu Hause einen Gemüseladen oder ein Café eröffnen können. Es braucht sie dort.

Sie schreiben, Sie hätten Ihre Haltung revidiert, dass jeder Mensch eine zweite Chance verdiene. Warum?

Es gibt Menschen, die absolut unfähig zur Einsicht sind. Wir hatten Stammgäste, die kamen immer und immer wieder, die sahen nicht ein, dass sie Fehler machten. Schuld waren immer die anderen. Das ging jahrelang so und kostete den Staat Unsummen. Bei solchen Menschen weiss ich nicht, was man tun soll. Und dann gibt es noch die, die kein Mitleid empfinden. Die machen einen erst recht ratlos.

Fehlt Ihnen das Gefängnis?

Nein. Ich gehe dort auch nicht mehr vorbei. Aus Respekt vor meiner Nachfolgerin und weil ich jetzt einen neuen Chef habe: Der ist zweieinhalb und grossartig. So viel Bewunderung wie von meinem kleinen Enkel bekam ich noch nie.

Anzeige

persönlich

Service, auf den Sie sich verlassen können.
Ihre Krankenversicherung. www.visana.ch

visana
Rundum gut betreut.